

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 17 (1949-1950)
Heft: 2

Artikel: Moskauer Erinnerungen II. [Fortsetzung]
Autor: Cerruti, Elisabeth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-758766>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

MOSKAUER ERINNERUNGEN

II.

VON ELISABETH CERRUTI

Es war direkt ein Kunststück, in Moskau nicht schwermütig zu werden. Sämtliche Empfänge und Gesellschaften waren von geradezu bedrückender Langeweile. In den Jahren, die wir in Moskau verbrachten, trug das diplomatische Korps bestimmt nicht viel zur allgemeinen Fröhlichkeit bei. Vor allem war das Korps keineswegs vollständig. Nicht nur Amerika und England, sondern auch Spanien, Holland, Belgien, Ungarn — um nur einige Namen zu nennen — hatten keine diplomatische Vertretung in Rußland. Unser enger Kreis war sogar noch kleiner, als die Russen gewünscht haben mochten.

Da man uns fast wie Gefangene hielt und uns jeden Kontakt mit der Bevölkerung verbot, begannen wir den wenigen Ueberbleibseln einer früheren Welt gegenüber die Rolle barmherziger Engel zu spielen. Unglaubliche Geschichten ihres Elends erwiesen sich, nach sorgfältiger Prüfung, leider als allzu wahr. Wir halfen, wo wir konnten, und versuchten gleichzeitig, die Unglücklichen, denen wir beistanden, nicht zu gefährden. Als die offiziellen Kreise von unserer Tätigkeit erfuhren, waren sie überzeugt, daß wir dies nur taten, um wertvolle Informationen gegen unsere Waren einzutauschen. Entsetzt, daß unsere Unterstützung armer Unglücklicher so verhängnisvolle Folgen hatte, gaben wir unser Wohltätigkeitswerk auf und begriffen endlich, daß wir in einer von Mißtrauen vergifteten Welt lebten, in der jeder unserer Schritte bewacht wurde, in der wir uns vor Mächten, die stärker waren als wir, zu beugen hatten.

Im Jahre 1927 wurden die ersten großen Gemeinschaftsküchen eröffnet, und ich machte mich — diesmal in aller Heimlichkeit — auf, um eine von ihnen zu besuchen. Die Nahrung war gut und reichhaltig, und die Arbeiter zahlten nur ein paar Kopeken für eine Mahlzeit. Leute, die keiner Gewerkschaft angehörten, zahlten den normalen Preis, der zwar wesentlich höher als der der Arbeiter war, aber immer noch niedriger als der einer Mahlzeit in einem andern Land. Das Ganze war ausgezeichnet organisiert, und ich war stolz, endlich einmal aus eigener Anschauung und ohne Kontrolle eines der neuen großen Sozialwerke kennengelernt zu haben. Aber ich hatte die Rechnung ohne unsern Baron Steiger gemacht. Am gleichen Abend

traf ich ihn in einer großen Gesellschaft, und höflich wie immer fragte er, ob er mir etwas vom Buffet holen dürfe. Als ich erklärte, keinen Hunger zu haben, lächelte er vielsagend. «Vielleicht war das Mittagessen in der Gemeinschaftsküche zu schwer für Sie», meinte er leichthin. Ich rang nach Luft. Dann brachen wir beide in ein schallendes Gelächter aus. Es war das letzte Mal, daß ich mich der Illusion hingab, in Moskau auch nur einen einzigen unkontrollierten Schritt tun und mich wie Harun al Raschid unerkannt unter das Volk mischen zu können.

Die Russen glauben, Kindern gleich, fast alles, was man ihnen erzählt, und halten hartnäckig an dem fest, was man ihnen zu glauben befohlen hat. Ihre Führer hingegen scheinen vom guten Glauben des Volkes keineswegs überzeugt zu sein. Ich entsinne mich eines tragischen Vorfalls, dessen Ursache ein völlig unbegründeter Verdacht der Obrigkeit war: Ich hatte Zahnschmerzen, und ohne daran zu denken, daß ich in Moskau war, telephonierte ich einem Zahnarzt, den Bekannte mir empfohlen hatten. Am folgenden Tag begann der Zahnarzt, ein Dr. Tini, die unangenehme Behandlung des Nervtötens. Als ich mich verabschiedete, riet er mir, ihn anzurufen, falls die Schmerzen im Laufe des Tages unerträglich würden. Sie wurden es, und ich versuchte, ihm zu telephonieren, bekam jedoch keine Antwort. Nach einigen vergeblichen Versuchen zog ich den Schluß, daß entweder Dr. Tini ausgegangen oder eine Störung in der Leitung war. Leider stimmte keine dieser Annahmen. Der Arzt war sofort nach meinem Besuch verhaftet worden, weil er «die kostbaren von der Regierung zur Verfügung gestellten Hilfsmittel mißbraucht habe». Gleichzeitig stand er unter dem Verdacht der Spionage im Dienste von Ausländern. Ich fühlte mich schrecklich schuldbewußt, obwohl ich schwören kann, daß ich niemals die leiseste Absicht hegte, dem Aermsten irgend etwas zu entlocken oder mitzuteilen, schon gar nicht mit dem Drillbohrer im Mund! Der Zahnarzt wurde auf zehn Jahre nach Sibirien verbannt und durfte auch nach seiner Freilassung nicht nach Moskau zurückkehren.

Auch unsere reizende Russischlehrerin wurde — offenbar zu Unrecht — der Spionage verdächtigt. Nach der dritten oder vierten Unterrichtsstunde verschwand sie auf Nimmerwiedersehen. Als wir versuchten, sie telephonisch und durch Boten zu erreichen, wurde uns kurz und bündig mitgeteilt, daß sie uns nicht mehr in ihrer schwierigen Sprache zu unterrichten wünsche.

Spionage für die Obrigkeit war allgemein üblich, galt daher kaum mehr als solche. Unser Butler war Beamter, daher nahmen wir an, daß es seine Aufgabe war, von Zeit zu Zeit über uns Bericht zu erstatten. Er war so intelligent und tüchtig, und wir mochten ihn so

gut leiden, daß ich tat, was ich konnte, um ihm behilflich zu sein. Ich ließ über Nacht belanglose Briefe auf meinem Schreibtisch liegen, damit er sie nach Herzenslust lesen, abschreiben und photographieren könne.

Auch unser Chauffeur war offensichtlich dazu angehalten worden, uns zu «beobachten». Seinem Nachspüren auszuweichen, war ein hübscher Sport, der etwas Abwechslung in unser langweiliges Dasein brachte. In der Atmosphäre des Mißtrauens, in der wir lebten, war es uns unmöglich, Freundschaften mit den Einheimischen zu schließen. Abgesehen von meinem Mann und mir wohnten sämtliche Mitglieder der Botschaft im gleichen Haus, einer italienischen Insel, die von zweiundfünfzig Menschen besiedelt war. Sie nahmen alle Mahlzeiten stets gemeinsam ein. Bei unsern offiziellen Dinern waren wir nicht viel besser daran. Immer wurden dieselben Personen geladen, immer die gleichen Gerichte serviert.

Den Junggesellen des diplomatischen Korps ging es besser als uns andern. Ihnen machte die GPU. allerhand Zugeständnisse. Ihre Flirts mit Ballett Tänzerinnen wurden nicht nur geduldet, sondern sogar begünstigt. Wahrscheinlich deshalb, weil diese reizenden Mädchen von jedem Spionageverdacht frei waren. Niemals gaben sie russische Geheimnisse preis. In härter Schule war ihnen Vorsicht und Achtsamkeit eingeprägt worden. Außerdem hoffte man, daß sie ihren Freunden gelegentlich wertvolle Auskünfte entlocken würden. Doch kann ich wahrheitsgemäß feststellen, daß ich kein einziges Mal von einer Indiskretion eines jungen Diplomaten gehört habe. Leider aber machten sich einige dieser jungen Männer allzu große Sorgen über das Geschick ihrer Geliebten nach dem doch unvermeidlich bevorstehenden Abschied und lösten diese Frage durch eine Heirat. Von diesen zum Teil nur aus Ritterlichkeit geschlossenen Ehen gingen einige gut aus, andere jedoch scheiterten kläglich. Es war nutzlos, die Junggesellen bei ihrer Ankunft zu warnen. Die Reize der jungen Russinnen erwiesen sich als wirkungsvoller als jeder Rat. Nichts ist verständlicher: die russische Frau ist warmherzig und großzügig; sie ist in der Hütte zufrieden und versteht im Palast zu regieren; sie ist anpassungsfähig und hält in jeder Lage zu ihrem Mann.

*

Die Schlösser auf den ehemaligen großen Gütern waren lebende Wahrzeichen einer vergangenen Epoche. Zumindest versuchte die neue Regierung, ihnen den Anschein von etwas Lebendigem zu geben. Unter Lunatscharskys Leitung wurden sie restauriert, um wieder das gleiche Aussehen zu bekommen wie zur Zeit, da ihre adeligen Be-

sitzer sie noch bewohnten. Die Gemälde waren unversehrt, die Möbel intakt, die Tische mit Silber, Porzellan und Glas aus altem Familienbesitz gedeckt, die Betten mit kostbarer Wäsche bezogen.

Eines der von uns bevorzugten Güter in der näheren Umgebung Moskaus war Archangleskoe, der ehemalige Besitz des Fürsten Jussupoff, Vater des Prinzen Felix Jussupoff, der bei der Ermordung Rasputins eine so entscheidende Rolle spielte. Das Schloß stammte aus dem frühen 19. Jahrhundert und enthielt zwei Gemälde von Paolo Veronese, die zahlreiche Besucher anzogen. Eines Sonntags begaben wir uns in größerer Gesellschaft hin. Ich entsinne mich, daß unter andern der französische Geschäftsträger M. de Laboulaye und seine Gattin, der polnische Gesandte Patek und Signor Quaroni — der heute italienischer Botschafter in Frankreich ist — mit uns kamen. Als wir, am Parktor angelangt, weit und breit keine Menschenseele sahen, begannen wir zu fürchten, daß das Schloß am Sonntag nicht zu besichtigen sei. Nach langem Warten jedoch erschien ein kleiner Junge und meldete, daß es zwar eine diensthabende Wachperson gäbe, diese aber so übellaunig sei, daß er sich fürchte, sie zu holen. Erst ein gutes Trinkgeld und Quaronis Erklärung, daß wir Diplomaten seien, brachten den Jungen dazu, die Beschließerin zu rufen. Nach einer Weile drang eine zornbebende Stimme an unser Ohr, und etwas später erschien der kleine Junge wieder und verkündete stolz: «Sie ist wütend, aber sie kommt.»

Ein paar Minuten später hinkte eine alte Frau, auf ihren Stock gestützt, auf uns zu. Sie war die häßlichste Frau, die ich je gesehen habe. Ich erinnere mich gut an das spitze Kinn, die scharfe, gekrümmte Nase, das kurze struppige Haar, die schief aus dem Mundwinkel hängende Zigarette. Irgend etwas an ihr kam mir bekannt vor, doch konnte ich mich beim besten Willen nicht entsinnen, an wen sie mich erinnerte. Trotz ihrem schäbigen, ungepflegten Aeußern hatte ihr Wesen etwas Autoritäres; auch bemühte sie sich gar nicht zu verbergen, wie lästig wir ihr waren. Quaroni versuchte auf russisch ein paar Entschuldigungen vorzubringen, doch unterbrach sie ihn sofort in einwandfreiem Französisch und brachte sogar den Schimmer eines Lächelns zuwege, wobei ihr einziger Zahn sichtbar wurde. In ihrem Mund schien dieses einsam stehende Stück weißen Beins eher ein Hauer als ein Menschenzahn zu sein und machte ihre Erscheinung noch unheimlicher.

Diese wandelnde Mumie zeigte uns das ganze Haus. Ihre Bildung war verblüffend. Wir lauschten ihren Erläuterungen wie gebannt und vergaßen darüber ihre Häßlichkeit. Während wir ihr von Saal zu Saal folgten, kam uns der Gedanke, daß sie eine Aristokratin sein müsse. Nachdem wir das Schloß besichtigt, den prunkvollen Speise-

saal mit den Veronese-Gemälden, den großen, mit wundervollem Meißner Porzellan gedeckten Eßtisch bewundert hatten, dankten wir ihr wortreich. Sie zuckte in beredter Weise die Achseln, als wollte sie sagen, daß wir unsern Eintritt ja erzwungen und ihr keine andere Wahl gelassen hätten. Sie wies die angebotenen Zigaretten zurück, verabschiedete sich mit einem kurzen Kopfnicken und humpelte davon.

Als der kleine Junge wieder erschien, um das eiserne Tor hinter uns zu schließen, fragte ihn Quaroni, ob die Alte eine Barynia, eine Dame des alten Regimes sei. Der Bursche schüttelte sich vor Lachen. Eine Barynia? Keine Spur! Eine Jidowka, sei sie, eine Jüdin. Die Schwester Trotzky's!

Da wurde mir endlich klar, wieso mir ihr Gesicht so bekannt erschienen war. Es war Trotzky's Gesicht, natürlich ohne Bart.

*

Bei Ausbruch der Revolution bewohnte der letzte Romanow, Zar Nikolaus II., mit seiner Familie in Zarskoje Selo ein kleines villenartiges Haus, bürgerlichen Aussehens, das eigens für ihn gebaut worden war. In dieses Haus war er bald nach seiner Hochzeit eingezogen, und es wurde von ihm und den Seinen erst verlassen, als sie ihren Kreuzweg antraten, der mit ihrer Hinrichtung in Jekaterinenburg endete. Nie sah ich ein Heim, das so bar jedes persönlichen Charmes war. Selbst die Räume, die für den Privatgebrauch der Familie bestimmt waren, wirkten steif und unbehaglich. Der sogenannte große Salon sah nicht anders aus als das Wohnzimmer einer wohlhabenden Bürgerfamilie. In diesem mittelgroßen Raum versammelten sich der Zar und die Seinen nach den Mahlzeiten, hier empfing die Kaiserin ihre Teegäste. Von zwei einander gegenüberliegenden Wänden blickten sich die Porträte der Zarin und der Königin Marie-Antoinette an. Daß diese beiden Gemälde Gegenstücke bildeten, war wohl schicksalhaft.

Der einzige Luxus, den die kaiserliche Familie sich leistete, war ein Schwimmbassin von ungefähr 6 Quadratmeter Größe. Mir schien es winzig, doch wurde uns mitgeteilt, daß es das Entzücken des Herrschers bildete. In den Kinderzimmern hing noch die Garderobe der Zarentöchter. Vier Kleider, vier Mäntel, vier kleine Stroh Hüte. Als wir in den Garten traten, sah ich einen kleinen, mit rotem Samt gepolsterten Rollstuhl. Es war nicht schwer zu erraten, daß er dem unglücklichen kleinen Zarewitsch gehört hatte, der auf diesem Marterthron ins Freie geschoben worden war. Noch zeigte der Samt den Abdruck seines schmalen Kopfes und seines zarten Körpers.

Ich fühlte mich stets als Eindringling, wenn ich Häuser besuchte, deren ehemalige Besitzer erst kürzlich gestorben waren oder im Exil lebten. Ich erwähnte bereits, daß die italienische Botschaft früher einem sagenhaft reichen Holzhändler, einem Baron Berg, gehört hatte, aber ich erzählte nicht, daß der arme Baron uns eines Tages in seinem ehemaligen Heim einen Besuch abstattete. Er hatte die der Revolution folgenden Jahre in Sibirien verbracht und versuchte nun eine Summe aufzubringen, die ihm die Flucht über die Grenze ermöglichen sollte. Mein Mann bot ihm einen größeren Geldbetrag an, der Baron jedoch weigerte sich, auch nur eine Kopeke mehr anzunehmen, als er unbedingt benötigte. Obwohl er von schreckenerregender, fast krankhafter Magerkeit war und sein verhärmtes Gesicht die Spuren furchtbarer Erlebnisse trug, äußerte er kein einziges Wort der Klage. Während der ganzen langen Unterredung war er zurückhaltend und vollkommen beherrscht. Als ich ihn fragte, ob er vor der Abreise sein Haus noch einmal zu sehen wünsche, lächelte er wehmütig. «Wozu, Madame?» fragte er mit großer Würde. Dann dankte er und empfahl sich. Daß wir uns nach einem solchen Zwischenfall in unsern «eigenen» vier Wänden nicht heimischer fühlten, ist klar.

Daß das Abschiedessen, welches das Auswärtige Amt uns gab, als wir Moskau verließen, um unsern Posten in Rio de Janeiro zu beziehen, in einem jener Geisterschlösser stattfand, war der etwas peinlichen Lage, in der wir uns damals befanden, entschieden angemessen. Wir standen keineswegs «en odeur de sainteté» bei den Herren der Sowjetregierung, die die Art und Weise meines Mannes, rückhaltlos und ohne Schmeicheleien seine Meinung zu sagen, durchaus nicht liebten. Auch war, vom Standpunkt der Politik aus betrachtet, der Augenblick für ein Festbankett nicht glücklich gewählt. Aus diesen Gründen hatten Kommissar Litwinow und seine Gattin beschlossen, unsern Abschiedslunch, der zwar freundschaftlicher, jedoch unoffizieller Natur sein sollte, auf das Morozoffsche Gut zu verlegen. Das Gut lag eine Stunde von Moskau entfernt und war von der Regierung als Ferienhaus für die Mitglieder des Auswärtigen Amtes beschlagnahmt worden. Die Atmosphäre wäre behaglich gewesen, wenn das Haus selbst nicht Wehmutsgefühle ausgelöst hätte. Man hatte es genau so belassen wie zu der Zeit, da die Morozoffs es bewohnten. Wir speisten aus ihrem chinesischen Porzellan, wir tranken aus ihren Gläsern. Die Türen der Gästezimmer standen offen, wir konnten die gestickten Monogramme auf den Bettdecken sehen. Ein ausgestopfter Hund lag vor dem Kamin und blickte mich aus seinen Glasaugen vorwurfsvoll an. Mir war, als würden die Eigentümer jeden Augenblick zurückkehren, uns ungebetene Gäste in ihrem Haus vorfinden und uns ersuchen, es so schnell wie möglich zu verlassen.

Beim Lunch hatte ich einen äußerst interessanten Mann, namens Fnukidze, zu meiner Linken. Er war einer der intimsten Freunde Stalins und gleich ihm Georgier. Er konnte — oder wollte kein einziges Wort einer fremden Sprache sprechen, und so unterhielten wir uns auf Russisch, so gut ich eben konnte. Obwohl er ein glühender Kommunist war, hatte er Tausenden zur Flucht über die Grenze verholfen. Er hatte ausgezeichnete Umgangsformen, seine Hände waren gepflegt, seine russische Bluse war aus dem feinsten englischen Stoff gemacht, seine hohen Stiefel aus dem besten Leder. Leider mußte ich Jahre später erfahren, daß mein Tischnachbar, trotz seiner Freundschaft mit Stalin, bei den Säuberungsprozessen 1937 einen gewaltsamen Tod gefunden hatte.

Kurze Zeit nach diesem Abschiedslunch verließen wir Moskau für immer. Alles in allem habe ich dort die interessanteste, wenn auch durchaus nicht die angenehmste Epoche meines Lebens verbracht. Trotz unserem geistigen und seelischen Unbehagen, trotz dem Mangel an anregender Geselligkeit war der herbe Reiz dieser geheimnisvollen Stadt, in der die Luft wie von dem Herannahen seltsamer, unerwarteter Ereignisse ständig zu vibrieren schien, jeden Augenblick fühlbar.

(Uebersetzt von E. M. Röder)